

das goethe



Ausgabe 1/2020

ERZÄHLE MIR VON EUROPA

Gespräche mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen

**GOETHE
INSTITUT**

Sprache. Kultur. Deutschland.

„UNSEEN/UNGEGEHEN. BLICKE AUF EUROPA.“

In dieser Ausgabe zeigen wir Ihnen Fotos aus der Ausstellung „Unseen/Ungesehen. Blicke auf Europa. Vier Fotografen auf Reisen“. Im Rahmen des Projektes reisten vier Fotograf*innen aus Albanien, Belarus, Italien und Deutschland durch einige der wirtschaftlich und sozial schwächsten und vergessenen Gegenden Europas. Sie trafen die dort lebenden Menschen und verliehen ihnen durch ihre Bilder, Videos und Geschichten eine Stimme.



Die Fotografin **Mila Teshaieva** wurde 1974 in Kiew geboren und lebt in Berlin. Für dieses Projekt fotografierte sie albanische Jugendliche – so wie Rafaela Doshi, die den Rock 'n' Roll liebt und davon träumt, im Ausland Philosophie zu studieren. Rafaela ist eine tiefgläubige Katholikin und sagt, dass sie zahlreiche göttliche Wunder erlebte.

LIEBE LESERINNEN UND LESER!

Ein Virus bestimmt derzeit maßgeblich unser Leben – und stellt uns zunehmend auch vor Fragen nach den Grundsätzen unserer Gesellschaft, nach den demokratischen Versprechen und Hoffnungen von Deutschland und Europa. Als Kulturinstitut der Bundesrepublik Deutschland mit einem nationalen und europäischen Auftrag tritt das Goethe-Institut ein für die Vision eines integrierten Europas, auch und gerade in Zeiten von Abschottung und Isolation.

Auf keinem anderen Kontinent ist das Netzwerk des Goethe-Instituts mit 52 Instituten so dicht verwoben. Europa ist unserem Verständnis nach mehr als ein Kontinent oder Staatenverbund. Europa ist auch nicht nur ein politisches, wirtschaftliches und kulturelles Projekt. Europa, das sind Sie und wir. „Erzähle mir von Europa“ ist eines von fünf Projekten, mit denen das Goethe-Institut mit Unterstützung des Auswärtigen Amtes die deutsche EU-Ratspräsidentschaft in den nächsten Monaten begleiten wird:

www.goethe.de/europa

In zehn europäischen Städten laden wir dazu ein, europäische Lebensgeschichten aus der Perspektive unterschiedlicher Generationen und mit Blick auf die unterschiedlichen Regionen zu hören und miteinander zu diskutieren. Das Projekt basiert auf dem „Europäischen Archiv der Stimmen“ der Gruppe „Arbeit an Europa“.

Nach Fertigstellung wird das Archiv eine Vielzahl von Interviews von jungen Menschen mit europäischen Zeitzeuginnen und Zeitzeugen umfassen, die vor 1945 geboren wurden und die ihren Lebensweg und ihre Geschichte – durchaus auch kritisch – vor dem Hintergrund der europäischen Idee erzählen. Ausschnitte der bereits vorliegenden Interviews finden Sie in dieser Ausgabe.

HINWEIS FÜR BLINDE UND SEHBEHINDERTE MENSCHEN

Dieses Magazin gibt es ab sofort auch als barrierefreies PDF-Dokument: www.goethe.de/dasgoethe



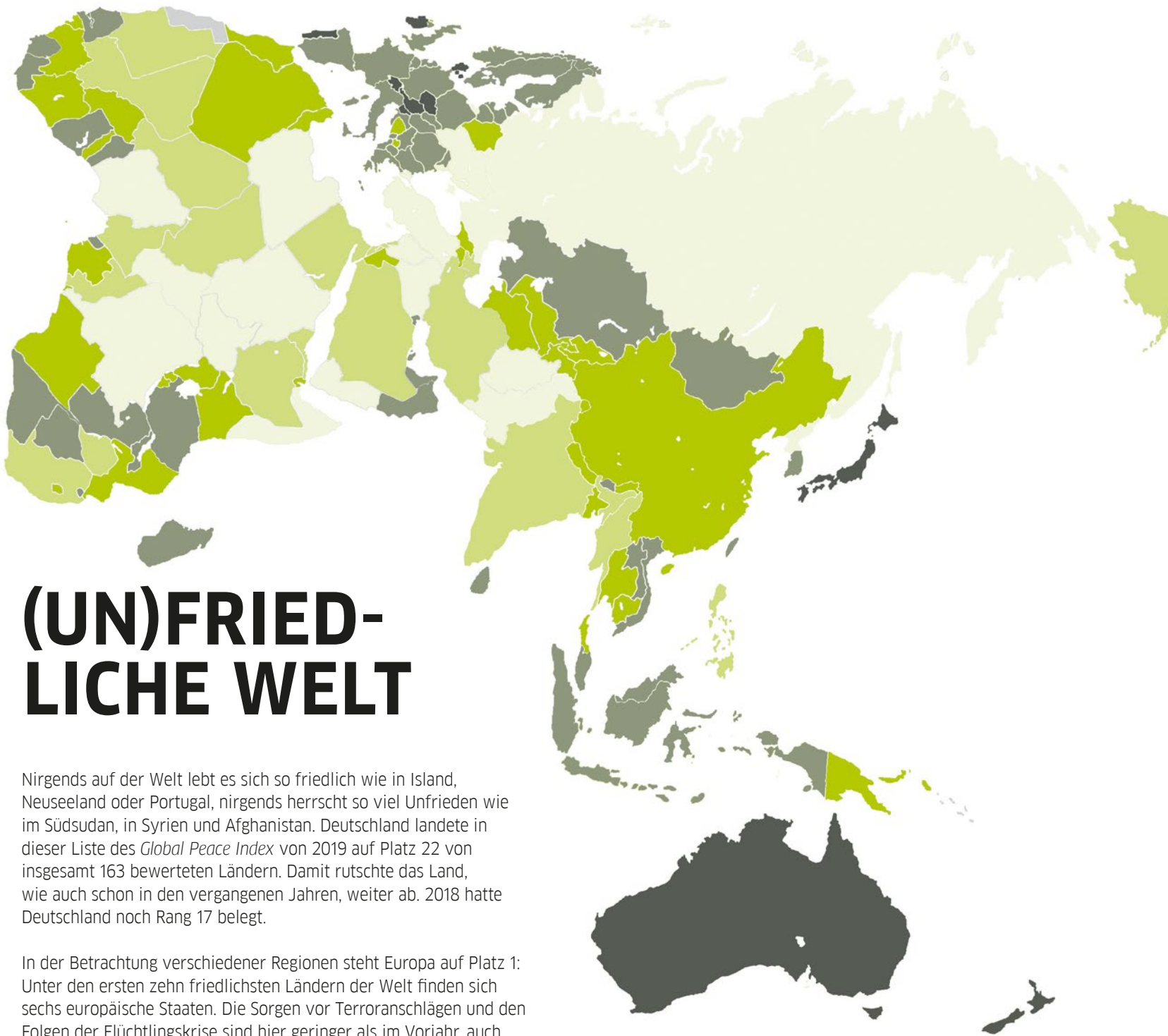
Johannes Ebert (links) und Klaus-Dieter Lehmann

Die Erinnerung an die europäische Idee kann auch heute eine Ermutigung sein. Es gilt, die geistige und kulturelle Basis Europas mit Solidarität und Respekt durch die Krise zu bringen und das gemeinsame Bewusstsein für die Post-Corona-Zeit zu stärken. Das geht nur durch Zusammenarbeit, durch das tägliche Einüben eines Miteinanders. Europa ist ein Generationenprojekt, das lange vor uns begonnen wurde, dessen Geschichten und Stimmen wir bewahren sollten. Seine Zukunft schreiben wir selbst weiter.

Wenn man aus der Corona-Krise etwas lernen kann, dann ist es das: Europa hat eine Zukunft, wenn es ein Kontinent der Anerkennung, des Respekts und der Diskursfähigkeit bleibt. Und Deutschland – in der Mitte Europas mit neun unmittelbaren Nachbarn – ist aufgerufen, dieses solidarische Europa aktiv zu gestalten. Deutschland übernimmt im Juli 2020 die EU-Ratspräsidentschaft. Sie sollte genutzt werden, die geistige und kulturelle Basis Europas zu stärken.

Klaus-Dieter Lehmann
Präsident

Johannes Ebert
Generalsekretär



(UN)FRIED- LICHE WELT

Nirgends auf der Welt lebt es sich so friedlich wie in Island, Neuseeland oder Portugal, nirgends herrscht so viel Unfrieden wie im Südsudan, in Syrien und Afghanistan. Deutschland landete in dieser Liste des *Global Peace Index* von 2019 auf Platz 22 von insgesamt 163 bewerteten Ländern. Damit rutschte das Land, wie auch schon in den vergangenen Jahren, weiter ab. 2018 hatte Deutschland noch Rang 17 belegt.

In der Betrachtung verschiedener Regionen steht Europa auf Platz 1: Unter den ersten zehn friedlichsten Ländern der Welt finden sich sechs europäische Staaten. Die Sorgen vor Terroranschlägen und den Folgen der Flüchtlingskrise sind hier geringer als im Vorjahr, auch nimmt das Gefühl der allgemeinen Sicherheit zu.

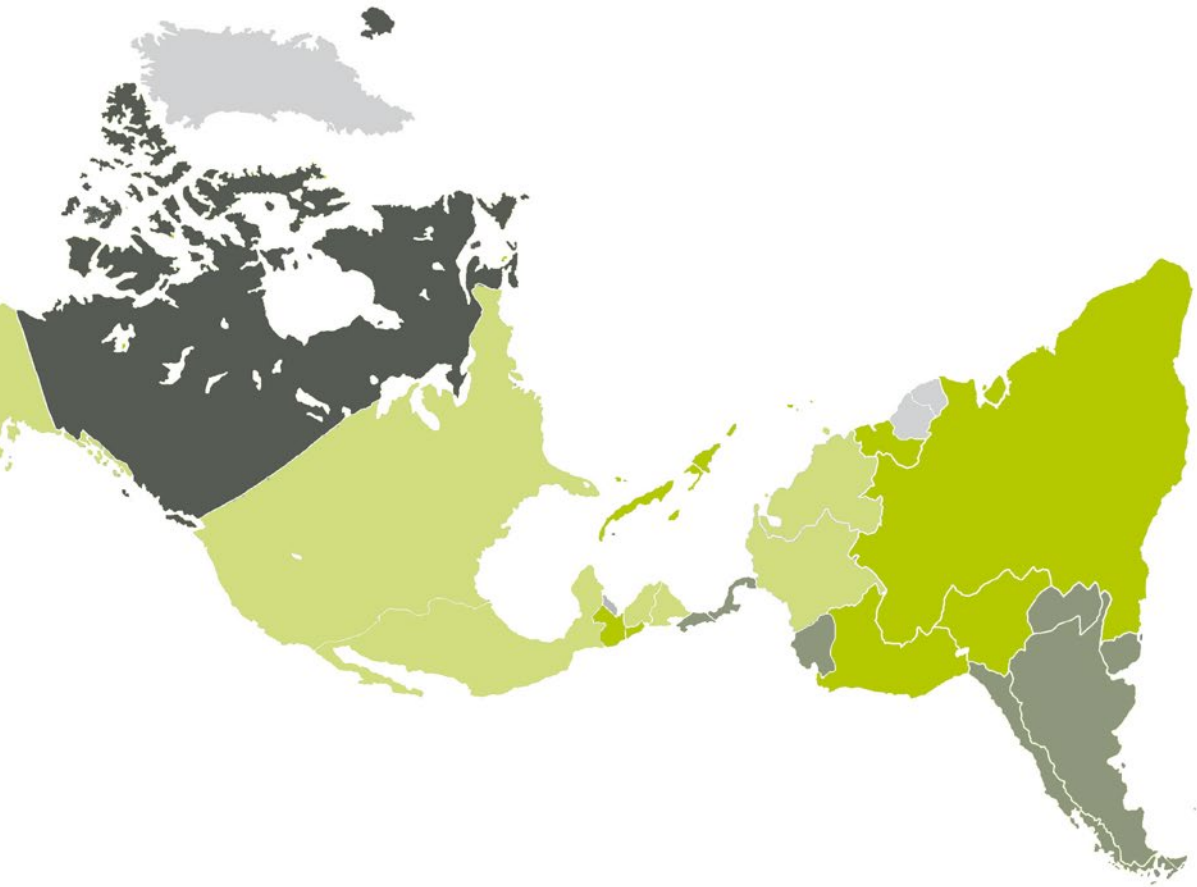
Beim *Global Peace Index* (Weltfriedensindex) des Institute for Economics and Peace in Sydney handelt es sich um ein relatives Maß der Friedfertigkeit von Nationen und Regionen. Er basiert auf zahlreichen politischen, gesellschaftlichen und ökonomischen Faktoren und wird jedes Jahr durch ein internationales Expertengremium ermittelt.

Unterdessen warnte die Bertelsmann Stiftung Ende April, dass die aktuelle Corona-Krise die Zunahme autoritärer Regierungsmuster verstärken könnte. Ein solcher Trend ist bereits seit zehn Jahren zu beobachten, mittlerweile seien auch stabile Demokratien gefährdet, darunter etwa Ungarn, Polen, Brasilien und Indien. Von den 137 untersuchten Staaten stuften die Forscher*innen 74 als Demokratien und 63 als Autokratien ein*.

Maß der Friedfertigkeit (*Global Peace Index*):

- sehr hoch
- hoch
- mittel
- niedrig
- sehr niedrig
- keine Angabe

Quellen:
Institute for Economics and Peace (2019): *Global Peace Index 2019*.
www.visionofhumanity.org/indexes/global-peace-index
*Bertelsmann Stiftung (2020): *BTI Transformation Index*.
www.bti-project.org



Die meisten Weltkarten zeigen die Kugeloberfläche der Erde so, dass Nordamerika, Europa und Russland unverhältnismäßig groß und die Regionen südlich davon entsprechend klein erscheinen. Auf diesem Entwurf des japanischen Architekten Hajime Narukawa entsprechen die Größen und Entfernungen hingegen fast vollkommen der Realität.



INHALT

6

ISLAND

Frauen, die im Ausland studierten, gab es kaum

Ein Gespräch mit der ehemaligen Präsidentin Islands Vigdís Finnbogadóttir

10

SLOWAKEI

Ich hatte nicht das Gefühl, in Zeiten der Lüge zu leben

Ein Gespräch mit dem Philosophen Egon Gál

14

FRANKREICH

Für mich ist Europa kein friedlicher Ort

Ein Gespräch mit dem Drehbuchautor Jean-Claude Carrière

16

ITALIEN

Wenn die Politik ihre Werte verliert, verliert sie ihre Seele

Ein Gespräch mit dem katholischen Gelehrten Bartolomeo Sorge

20

NORWEGEN

Ich glaube an die länderübergreifende Zusammenarbeit

Ein Gespräch mit der Jazzsängerin Karin Krog

22

FÜNF SÄTZE KUNST

London is Trouble

Die norwegische Sängerin Solveig Heilo über ihren Song und ihre Beziehung zu Europa

ISLAND

„FRAUEN, DIE IM AUSLAND STUDIERTEN GAB ES DAMALS KAUM“

Vigdís Finnbogadóttir (* 1930) war von 1980 bis 1996 Präsidentin von Island. Sie war weltweit die erste Frau, die bei nationalen Wahlen zum Staatsoberhaupt gewählt wurde. Die Fragen stellte der isländisch-deutsche Schriftsteller Kristof Magnusson.

Magnusson: Sie wurden im Island der 1930er-Jahre geboren – in welchem Umfeld wuchsen Sie auf?

Finnbogadóttir: In einem kosmopolitischen. Mein Vater hatte in Kopenhagen studiert und später die erste Professur für Ingenieurwesen an der Universität von Island inne. Meine Mutter war in Berlin und Wien zur Schule gegangen und arbeitete als Krankenschwester. Sie war eine einflussreiche Frau, da sie viele Jahre lang Vorsitzende des Verbandes isländischer Krankenschwestern war.

Magnusson: Hatten Sie in Ihrer Kindheit und Jugend das Gefühl, dass Island Teil Europas ist?

Finnbogadóttir: Für mich war Island der Mittelpunkt der Welt. Ich wuchs mit der ungemein vielfältigen und ausdrucksreichen isländischen Sprache auf. Mein Großvater, der Priester und Lehrer war, drängte mich geradezu, unzählige Bücher zu lesen. Doch mich interessierte auch, was außerhalb von Island passierte – denn ich wollte unbedingt Kapitänin werden.

Magnusson: Wie alt waren Sie da?

Finnbogadóttir: Etwa zehn Jahre. Ich wollte die Welt sehen, aber immer wenn ich davon sprach, strich man mir liebevoll über den Kopf und sagte: „Liebes, das kannst du nicht, du bist doch ein Mädchen.“

Magnusson: Das haben sie gesagt?

Finnbogadóttir: Ja, deshalb finde ich es bis heute immer noch toll, wenn im Flugzeug eine Frauenstimme ansagt: „Hallo, hier spricht Ihre Kapitänin.“

Magnusson: Fürchteten Sie als Kind, dass der Krieg eines Tages auch Island erreichen würde?

Finnbogadóttir: Oh ja. Dann würde ich niemals die Welt entdecken, dachte ich, was natürlich recht egoistisch war. Zu Hause wurde immerzu über das aktuelle Weltgeschehen gesprochen. Während des Krieges hing im Büro meines Vaters eine Landkarte, auf der wir verfolgten, wie sich die Fronten mal hier- und mal dahin verschoben.

Magnusson: Stimmt es, dass Sie damals Postkarten mit berühmten europäischen Kunstwerken sammelten, weil Sie Angst hatten, sie würden zerstört?

Finnbogadóttir: Nun, ich hängte mir Abbildungen aus Kunstbüchern an die Wand. Meine Freundinnen sammelten Bilder von irgendwelchen Stars, ich Drucke von Cézanne, van Gogh und Gauguin.

Magnusson: Nach dem Krieg wurde Island unabhängig, 1949 verließen Sie Ihre Heimat.

Finnbogadóttir: Ich wollte unbedingt nach Frankreich, zur Wiege der Moderne. Ich studierte Literaturwissenschaften in Grenoble und Paris. Ich interessierte mich für die Wurzeln des Impressionismus und liebte das Theater der Avantgarde. Zurück in Island half ich bei der Gründung des ersten Avantgarde-Theaters und übersetzte französische Dramen ins Isländische. Frauen, die im Ausland studiert hatten, gab es damals ja kaum – und ich bin sehr dankbar dafür, dass ich die Möglichkeit dazu hatte.

Magnusson: Hatten Sie das Gefühl, dass Island kulturell abgeschottet war?



Finnbogadóttir: Menschen wie ich brachten die europäische Kultur nach Island. Die amerikanische Kultur war bei uns immer viel dominanter – fast alle Filme kamen aus den USA. Wir befinden uns hier auf einer Insel, unsere Grenzen sind das Meer. Es ist wichtig, daran zu erinnern. Damals gab es ja auch kein Internet, wir mussten den Ozean noch wirklich überqueren, um zu sehen, was auf der anderen Seite passiert. Diese Erfahrung war für uns noch wichtiger als für Menschen auf dem Festland.

Magnusson: Die 1950er- und 1960er-Jahre waren kulturell, aber auch politisch bewegte Zeiten.

Finnbogadóttir: Die Politik interessierte mich damals kaum, ich beschäftigte mich im Wesentlichen mit kulturellen Dingen. Es war ja so viel los im Theater, in der Literaturszene – und in der Frauenbewegung. Simone de Beauvoir war in aller Munde.

Magnusson: Im Nachkriegsdeutschland war „Europa“ für viele Menschen eine idealisierte Vorstellung. Europa als Retter der Welt. Das hatte natürlich mit Politik zu tun.

Finnbogadóttir: Für uns Isländer*innen hatte Europa immer in erster Linie eine kulturelle Dimension. Aber wir verstanden uns stets als Europäer*innen. Unser historisches Fundament, unsere isländischen Wurzeln liegen in Europa.

Magnusson: Von welchen Erfahrungen profitierten Sie im Amt der Präsidentin besonders?

Finnbogadóttir: Sehr hilfreich waren meine intensiven Theatererfahrungen. Das Verständnis für die Menschen ist für das Amt der

isländischen Präsidentin, welches ja kein politisches ist, von entscheidender Bedeutung. Bei der isländischen Präsidentschaft geht es um das Vertrauen der Bevölkerung – das Amt ist Symbol ihrer Einheit. Ich freue mich beispielsweise, dass ich früh auch junge Menschen einbezogen habe. So pflanzte ich in einer Zeit, als Island unter Trockenheit und Bodenerosion litt, überall, wo ich hinkam, drei Birken: eine für die Jungen, eine für die Mädchen und eine für die noch ungeborenen Kinder.

Magnusson: Wie schön!

Finnbogadóttir: Das sahen nicht alle so. „Warum pflanzt diese Frau Bäume?“, fragten sie. Die Journalisten suchten ständig nach Schwachstellen, gerade weil ich die erste Frau in dem Amt war. Anfangs hat mich das verletzt, dann gewöhnte ich mich daran. Heute ist das Gute daran, dass die Bäume aus jener Zeit viel Kohlendioxid binden – aber davon hatte ich damals überhaupt keine Ahnung.

Magnusson: Ihr Handeln wurde oft kritisiert, nur weil Sie eine Frau sind?

Finnbogadóttir: Anfangs waren genau deshalb viele Leute gegen mich. Eine Frau als Präsidentin konnten sie sich nicht vorstellen. Ich habe die Wahl ja dann auch nur sehr knapp gewonnen.

Magnusson: Hatten Sie selber an den Sieg geglaubt?

Finnbogadóttir: Ich hatte zunächst abgelehnt und mich am Ende zu der Kandidatur drängen lassen. Mir schrieben so viele Menschen und unterstützten mich. Den Ausschlag gab dann das

Telegramm von Bord eines Fischtrawlers. Alle Crewmitglieder hatten die Aufforderung zur Kandidatur unterschrieben. Isländische Seeleute schätzen Frauen sehr, weil sie es sind, die sich während ihrer Abwesenheit um alles kümmern. Frauen sind Finanzministerinnen, Kulturministerinnen, Architektinnen – Seeleute wissen, dass sie einer Frau voll und ganz vertrauen können.

Magnusson: Wie ging es dann weiter?

Finnbogadóttir: Die Unterstützung war groß, aber es wurde dann sehr anstrengend. Ich war ständig unterwegs. Schwierig war auch, dass ich nicht verheiratet war. Das war vielen Leuten suspekt.

Magnusson: Sie waren geschieden und alleinerziehende Mutter.

Finnbogadóttir: In den Debattierunden mit den anderen Kandidaten war das immer wieder Thema: „Wie wollen Sie das ohne Mann machen?“ Als die Isländer*innen 1980 dann wirklich mich, eine Frau, wählten, war das ein Wendepunkt. Seitdem hat sich vieles verändert. Ich denke, ich habe meinen Teil dazu beigetragen, Mädchen und Frauen in ihrem Selbstvertrauen zu stärken: „Wenn sie es kann, kann ich es auch.“

Magnusson: Diese Auswirkungen waren nicht nur in Island selbst zu spüren. Die Wahl zeigte auch im Ausland große Wirkung und brachte Island viel Beachtung.

Finnbogadóttir: Ja, das stimmt. Ich habe sogar noch eine Zeitung aus China mit einem Bild von mir auf der Titelseite. Meine Wahl stand weltweit in den Zeitungen – was bemerkenswert ist, wenn man bedenkt, dass wir immerhin bereits das Jahr 1980 schrieben.

Magnusson: In die Zeit Ihrer Präsidentschaft fiel ein großes Ereignis: das zweite Gipfeltreffen zwischen Ronald Reagan und Michail Gorbatschow im Jahr 1986.

Finnbogadóttir: Dieser Gipfel in Reykjavík war von historischer Bedeutung. Wir Isländer*innen hatten uns natürlich schon damals ein Abkommen gewünscht, das Europa und die Welt vereint. Aber wir erkannten, dass die Tür vorerst nur einen Spalt geöffnet war. Es dauerte dann aber keine drei Jahre, bis die Mauer fiel.

Magnusson: Wirklich unglaublich.

Finnbogadóttir: Wir werden ewig dankbar dafür sein, dass dieses Gipfeltreffen hier in Island stattfand – geografisch auf halbem Wege zwischen den damaligen Blöcken des Westens und des Ostens. Als neutrale Insel waren wir der ideale Ort.

Magnusson: Diese Neutralität war damals ein großer Vorteil. Heute führen viele Isländer*innen genau diese Unabhängigkeit als Argument gegen einen Beitritt ihres Landes in die Europäische Union an.

Finnbogadóttir: Richtig, wir sind kein Mitglied der EU. Aber ich habe damals bewusst das EFTA-Abkommen unterzeichnet – wir sind also Teil des Europäischen Wirtschaftsraumes. Und damit ist sichergestellt, dass junge Isländer*innen weiterhin an den europäischen Universitäten studieren können. Wir empfinden uns als Europäer*innen mit einer herzlichen Freundschaft zu den Vereinigten Staaten von Amerika. Ich bin aber froh, dass wir von den USA nicht abhängig sind.

Magnusson: Finden Sie es auch gut, dass Island kein Mitglied der Europäischen Union ist?

Finnbogadóttir: Ich bin da nicht absolut festgelegt, aber ich denke, das derzeitige Arrangement ist für uns am besten. Wir sind auch jetzt bei der Europäischen Union sehr gut aufgestellt.

Magnusson: Sie erzählten bereits, wie sehr Sie sich als Studentin für die europäische Kultur interessierten. Wie steht es heute um die Kultur Islands?

Finnbogadóttir: Ich denke, dass wir da heute sehr selbstbewusst sein können. Wir sind ein kleines Land – und verfügen doch über ein eigenes Nationaltheater, ein auch auf internationaler Ebene brillantes Symphonieorchester sowie eine Reihe von bedeutenden Kulturzentren. Wir müssen unsere Sprache unbedingt bewahren – und auch deshalb die Digitalisierung vorantreiben. Die Einflüsse aus dem Angelsächsischen sind weiterhin dominant. Dabei verfügen wir über eine eigene, unschätzbar reiche Geschichte, die bis ins Mittelalter zurückreicht. Wir haben keine Burgen, aber Sagen, die auf der ganzen Welt bekannt sind.

Pessimismus nimmt

Menschen den Mut.

Magnusson: Wird die isländische Sprache dauerhaft überleben?

Finnbogadóttir: Auf eine Sprache, die nur von so einer kleinen Minderheit gesprochen wird, müssen wir immer besonders gut achten. In Südamerika etwa verschwinden Sprachen, weil die Kinder spätestens in der Schule nur noch in den offiziellen Landessprachen lernen. Die Sprache der Großeltern geht hingegen verloren. In Island ist das anders. Wir haben das Glück, dass sehr viele Schriften in isländischer Sprache verfasst sind. Auch unsere Autor*innen schreiben weiterhin in ihrer isländischen Muttersprache.

Magnusson: Lassen Sie uns über die Zukunft sprechen. Sind Sie da eher optimistisch oder pessimistisch?

Finnbogadóttir: Pessimismus nimmt den Menschen ihren Mut, Optimismus hingegen gibt ihnen Kraft. Das ist natürlich leicht gesagt, schließlich gibt es schwer kranke Menschen oder solche, die in Kriegsgebieten leben. Dennoch sage ich: Glauben Sie an das Gute in der Zukunft.

Magnusson: Sagen Sie das auch den Schüler*innen der „Fridays for Future“-Bewegung?

Finnbogadóttir: Ja, genau, darum geht es nämlich – um die Überzeugung, dass man mit Protest etwas bewegen kann.

Magnusson: Was ist aus Ihrer Sicht die größte Bedrohung für Europa?

Finnbogadóttir: Die Fremdenfeindlichkeit beunruhigt mich sehr. Während und nach dem Krieg hat uns sehr geschadet, dass wir Unterschiede dahingehend machten, wie wertvoll einzelne Menschen sind. Ich bin überzeugt: Alle Menschen sind gleich, nur haben nicht alle das Glück, an einem sicheren Ort geboren zu werden.



Die wenigen noch bewohnten Dörfer der belarussischen Region Polesien liegen verstreut in der wilden Natur. In dieser Abgeschiedenheit konnten uralte, zum Teil vorchristliche Sitten und Bräuche bis heute überdauern. „Wir leben von einer kleinen Rente und gehen von hier nicht weg. Wie die Störche bleiben wir unserem Nest treu!“, erzählte die 72-jährige Volga Makhnoviets dem Fotojournalisten **Livio Senigalliesi** (* 1956 in Mailand).

„ICH HATTE DAMALS NICHT DAS GEFÜHL, DASS WIR IN ZEITEN DER LÜGE LEBEN“

Egon Gál (*1940) ist ein slowakischer Philosoph. Der studierte Chemiker wechselte 1989 zur Philosophie und lehrte an verschiedenen Fakultäten der Comenius-Universität in Bratislava. Das Interview führte Tereza Reichelova, die in Prag Philosophie und Politologie studiert hat und als Autorin und Projektmanagerin bei *Civic Belarus* arbeitet.

Reichelova: Erzählen Sie uns von Ihrer Kindheit?

Gál: Ich stamme aus der Gemeinde Partizánska Ľupča in der Mittelslowakei. Dort kam ich im August 1940 als Sohn jüdischer Eltern zur Welt. Als ich vier Jahre alt war, wurden meine Mutter und ich nach Theresienstadt deportiert. Meine Mutter, mein Bruder und ich kehrten später nach Ľupča zurück. Mein Vater starb während eines Todesmarsches. Vor dem Krieg waren wir Landbesitzer und reich – 1948 wurde unser gesamter Besitz beschlagnahmt, also zogen wir nach dem Krieg nach Bratislava.

Reichelova: Fühlten Sie sich „jüdisch“?

Gál: Nein, das war überhaupt kein Thema für mich. Nach unserer Rückkehr aus Theresienstadt waren wir die einzige jüdische Familie in Ľupča. Alle anderen kamen nicht wieder. Ich erzähle Ihnen, wie ich zum ersten Mal mit der Frage meiner Identität konfrontiert wurde: Das war, als ich 50 Jahre alt war. 1989 arbeitete ich in einem Forschungszentrum. Es war ungefähr 1990, als rund 20 Mitarbeiter entlassen werden mussten – einen davon kannte ich sehr gut. Als ich eines Tages zur Arbeit kam, hing da am Schwarzen Brett ein Plakat mit der Aufschrift „Diese Juden sind für meine Entlassung verantwortlich“. Darauf standen sechs, sieben Namen – aber keiner von ihnen war Jude. Also ging ich hin und sagte: „Liebe Kollegen, keine dieser aufgelisteten Personen ist Jude. Ich bin Jude!“ Das war das erste Mal, dass mir die Bedeutung, ein Jude zu sein, bewusst wurde.

Reichelova: Wie erging es Ihnen nach dem Krieg in Bratislava? Es muss schwierig gewesen sein für Ihre Mutter – alleine mit zwei kleinen Kindern.

Gál: Es war dramatisch. Wir hatten ja fast nichts mehr. Ich habe noch einen



Schreibtisch, ein Bücherregal und eine riesige Deckenlampe aus dem frühen 20. Jahrhundert. Das sind geschnitzte Möbel, gar nicht stilvoll. Doch diese wenigen Dinge standen einst in unserem Haus in Ľupča. Ich lebte seither immer in Hochhäusern, bei jedem Umzug schleppe ich diese Erinnerung von einer Wohnung zur anderen.

Reichelova: Wie erlebten Sie den Aufstieg der Kommunisten?

Gál: Das war so lange kein großes Thema, bis sie uns unser Eigentum wegnahmen. Ich habe auch diese Phase einfach durchgestanden, ohne groß darüber nachzudenken. Wir haben uns einfach unserem Schicksal gefügt.

Reichelova: Sie gingen in Bratislava zur Schule. Wie machte sich der Wandel dort bemerkbar?

Gál: Ich begann meine Schulzeit an der katholischen Schule „Notre Dame“, wo im ersten Jahr, 1948, noch Nonnen unterrichteten.



Schon im Jahr darauf waren sie verschwunden. Nun waren die Lehrer Genossen. Hatten wir gerade noch vor jeder Stunde unser Gebet gesprochen, sangen wir nun kommunistische Lieder.

Reichelova: Entwickelten Sie damals schon Ihre Leidenschaft für die Naturwissenschaften?

Gál: Nein. In der Grundschule wird noch nichts in Stein gemeißelt. In unserem Haus wohnte aber ein sehr netter Mann, ein Professor an einer chemisch-technischen Hochschule. Er brachte mich später auf den Gedanken, Chemie zu studieren. Ich bewarb mich um einen Studienplatz und bestand die Aufnahmeprüfung. Der Beruf

Die 1960er-Jahre waren auch das Jahrzehnt des Nachdenkens über die Zukunft.

des Chemikers war allerdings nie mein großer Traum gewesen. Trotzdem verdiente ich damit meinen Lebensunterhalt, bis ich 50 Jahre alt war.

Reichelova: Heute lehren Sie Philosophie und Ethik an der Comenius-Universität in Bratislava. Erzählen Sie mir von Ihren Umwegen, die Sie zur Philosophie brachten.

Gál: Das war wirklich ein Zufall. Die 1970er- und 1980er-Jahre waren irgendwie entspannter. Selbst als ich in der Forschung tätig war, hatte ich Zeit, mich intensiv mit philosophischer Literatur zu beschäftigen. Ich traf mich mit Gleichgesinnten, wir lasen uns vor und hielten regelmäßig Vorträge. Es war eine bunt gemischte Gruppe – Techniker, Naturwissenschaftler, Pädagogikstudenten, einige von der mathematischen Fakultät, religiöse Menschen und Atheisten. Ziemlich vielfältig.

Reichelova: Manche Bücher waren zu der Zeit verboten. War es denn möglich, an philosophische Klassiker heranzukommen?

Gál: Die Klassiker waren gar nicht verboten. In der Slowakei wurde sogar ein Band mit dem Titel „Philosophische Fragen“ veröffentlicht. Er erschien im Pravda Verlag (*pravda*, slowakisch: Wahrheit). Sie publizierten nicht nur die Klassiker, sondern auch eine Reihe mit dem Titel „Zeitgenössische bürgerliche Philosophie“ mit Werken von Ludwig Wittgenstein, Michel Foucault, Max Weber und anderen. Die einzige Bedingung war: Das Vorwort musste „angemessen“ sein.

Reichelova: Wie erlebten Sie das Jahr 1968, das ja auch das Ende des Prager Frühlings bedeutete?

Gál: Damals träumte ich bereits von einem Wechsel in die Philosophie. Ich war noch keine 30 Jahre alt und wollte meinen Lebensunterhalt mit dem verdienen, wofür ich eine Leidenschaft hatte. Die 1960er-Jahre waren auch das Jahrzehnt des Nachdenkens über die Zukunft. Zum ersten Mal in unserem Leben hatten wir ein Gefühl von Freiheit. Wir verwirklichten uns in alternativen Gruppen. Einige meiner Freunde wurden Künstler, organisierten

Ausstellungen. Wir kämpften zwar nicht gegen das Regime, aber wir führten unsere Leben in einer Art und Weise, dass die Auswirkungen der politischen Situation auf uns selbst so gering wie möglich waren.

Über einen politischen Kontext jener Zeit dachte ich zum ersten Mal im Zusammenhang mit der Bürgerrechtsbewegung Charta 77 und den Schriften von Václav Havel nach. Da wurden mir zwei Dinge klar. Erstens schämte ich mich dafür, dass ich an den allgegenwärtigen Parolen vorbeiging und den sozialistischen Kontext ignorierte. Zweitens fühlte ich mich irgendwie angegriffen. Wissen Sie, ich hatte damals nicht das Gefühl, dass wir in Zeiten der Lüge leben. Ich empfand unser Leben als durchaus sinnvoll. Ja, wir ignorierten die Bewegung und haben uns doch auf unsere Weise weiterentwickelt.

Der Westen, wie wir ihn uns vorgestellt hatten, war ganz anders.

Reichelova: 1989 fiel der Eiserne Vorhang, vier Jahre später zerriss die damalige Tschechoslowakei. Wie haben Sie das erlebt?

Gál: Der Anfang der 1990er-Jahre verlief für uns wie im Traum. Wir dachten, wir wären endlich Teil des Westens geworden. Aber der Westen, wie wir ihn uns vorgestellt hatten, war ganz anders als der, dem wir nun angehörten.

Reichelova: Inwiefern?

Gál: Einerseits gab es Identitätspolitik, andererseits prägten enorme Ungleichheiten, neoliberale Ideologien und vieles mehr die Gesellschaft. Wir haben das alles mechanisch vom Westen übernommen. Wir waren betrunken von der Freiheit, trotz der sozialen Ungleichheit und des Aufkeimens nationalistischer Strömungen. Was mich am meisten deprimierte: Plötzlich sah man auf den Straßen Obdachlose, plötzlich hörte man von all diesen armen Regionen rund um die Slowakei. Und dann der besagte Nationalismus: Ethnisch definierte Parteien entstanden – ich war schockiert und machte mir große Sorgen.

Alte Kindheitserinnerungen kamen wieder hoch, Zeiten, in denen ich „der Andere“ war und nicht dazugehörte. Ich war zu Hause und doch in der Fremde. Wahrscheinlich kennen Sie die Erfahrung eines Lebens in der Diaspora nicht – ich kann Ihnen sagen, Sie spüren den Unterschied, auch wenn Sie ihn explizit gar nicht beschreiben können.

Reichelova: In den 1990er-Jahren strebte die Tschechische Republik in die Europäische Union. Ich nehme an, in der Slowakei war es genauso, oder?

Gál: Ja, nur hatten wir damals das Pech, dass Vladimír Mečiar Premierminister wurde. Sein Politikstil war rau und ruppig,

wodurch unsere Aussichten auf einen EU-Beitritt immer kleiner wurden. Doch dann kam Mikuláš Dzurinda – die Integration ging bald voran, und wir bekamen den Euro.

Die meisten Slowak*innen sind heute pro-europäisch eingestellt. Natürlich gibt es auch hier eine starke nationalistische Partei, die etwa 15 Prozent der Wählerstimmen erreicht. Aber Soziolog*innen behaupten ja, das sei eine normale Konstante. Demnach gibt es in jeder Gesellschaft immer rund 15 Prozent Menschen, die auf die eine oder andere Art Extremisten sind.

Reichelova: Befürchten Sie, dass es in Europa wieder Krieg gibt?

Gál: Tatsächlich ist unentschieden, ob die Zukunft von Desintegration oder Integration, Nationalismus und Fremdenfeindlichkeit oder Integration und pro-europäischer Politik geprägt sein wird. Noch vor ein, zwei Jahren hätte ich die Gefahr für bewaffnete Konflikte in Europa als hoch eingeschätzt. Heute bin ich optimistischer.

Reichelova: Wie sehen Sie die zukünftigen Entwicklungen?

Gál: Wirft man einen Blick auf das Europa der letzten 200 Jahre, sieht man eine Erfolgsgeschichte. Europäer*innen sind gesünder, reicher und leben länger als Menschen in den meisten Teilen der Welt. Es gibt weniger Gewalt – und trotz alledem leben wir mit dem Gefühl der permanenten Krise. Das ist schon eigenartig, und man fragt sich, woher das kommt.

Tatsächlich wächst im heutigen Europa die Ungleichheit. Das ist das eine. Doch wir müssen auch noch etwas ganz Grundlegendes betrachten: die menschliche Natur. Die ersten Moralvorstellungen entstanden vor langer Zeit in kleinen Gemeinschaften von vielleicht 150 Mitgliedern. Im Lauf der Menschheitsgeschichte wurden diese Gemeinschaften immer größer. Die Frage nach den Ursachen für diese Erweiterung der Gemeinschaften ist meiner Meinung nach eine zentrale. Religiöse Erzählungen spielen dabei eine wichtige Rolle. Und Emotionen, die den Kern bilden, um den sich die menschliche Moral bildet.

Wirft man einen Blick auf das Europa der letzten 200 Jahre, sieht man eine Erfolgsgeschichte.

Die größte Gemeinschaft, die emotional empfunden wird, ist die Nation. Geht es darüber hinaus, geht es stets um rationale Entscheidungen und nicht um Solidarität und moralische Werte. Die Frage ist nun, ob es ein europäisches Narrativ geben kann, mit dem wir uns identifizieren können: das Gefühl, dass es viele „Europas“ auf der Welt gibt, dass es Probleme gibt, die über alle Staatsgrenzen hinweg gelöst werden müssen. Dabei geht es um ökologische Probleme, soziale Netzwerke und die Erkenntnis, dass das Kapital keine Grenzen kennt. Diese Sichtweisen müssen sich durchsetzen.



Die Fotografin **Jutta Benzenberg** lebt derzeit in Tirana. In der albanischen Stadt Adriatik City, die einst für Arbeiter*innen einer nie fertiggestellten staatlichen Fabrik gedacht war, traf sie viele Kinder. Sie sagten ihr, dass sie nur darauf warten, bis sie erwachsen sind, um dann abhauen zu können.

„FÜR MICH IST EUROPA KEIN FRIEDLICHER UND GEEINTER ORT“

Jean-Claude Carrière (* 1931) ist einer der führenden französischen Drehbuchautoren. Im Laufe seiner Karriere arbeitete er unter anderem mit Miloš Forman, Jean-Luc Godard, Volker Schlöndorff und Luis Buñuel. Das Interview führte Jeanne Pansard-Besson. Sie promovierte 2012 an der University of Cambridge und arbeitet seither als Opernregisseurin.



Pansard-Besson: Hatten Sie als Kind eine Vorstellung von Europa?

Carrière: Damals war Europa für mich ein Zentrum des Krieges. Es war absolut unmöglich, über die Deutschen zu sprechen, ohne sie als Feinde zu sehen. Für mich gab es Frankreich, aber kein Europa. Darüber haben wir nie gesprochen, wir konnten uns darunter nichts vorstellen. Aus der Schule wussten wir, dass es sich dabei um einen von mehreren Kontinenten handelt.

Während meiner Kindheit und Jugend gab es den europäischen Geist, wie man das nach dem Zweiten Weltkrieg bezeichnete, noch nicht – jene mehr oder weniger willkürliche Vereinigung von Ländern, die sich eigentlich sehr voneinander unterscheiden. Ich war Franzose. Der Kontinent war im Krieg so heftig und blutig auseinandergebrochen, dass ich „Europa“ allenfalls als neuartige Idee, nicht aber als Tatsache empfand. Die Idee kam erstmals ab den 1950er-Jahren auf, als Politiker*innen darüber nachdachten, das zerrissene Europa zu vereinen. Es begann, wie Sie wissen, mit der Gründung der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl durch Belgien, Deutschland, Frankreich, Italien, Luxemburg und die Niederlande. Doch dann begann der Kalte Krieg.

Für mich ist Europa also kein friedlicher und geeinter Ort. Ob die Einigkeit Europas gut oder schlecht war, sollen andere entscheiden. Denn wissen Sie, mitunter kann der „clash of cultures“ ja auch eine gute Sache sein. Auch im Prozess der Zerstörung können wir ja „den Anderen“ verstehen. Das haben wir insbesondere bei den Kriegen im ehemaligen Jugoslawien gesehen. Gegen Ende des 20. Jahrhunderts war dort ein schrecklicher Hass wiedererwacht. Das Beispiel zeigt: Nur weil wir Europäer*innen sind, dürfen wir nicht davon ausgehen, dass wir unsere Nachbarländer auch mögen müssen.

Wenn wir Europa heute auf einer Landkarte betrachten, sehen wir eine Reihe kleiner Feudalsysteme, von denen einige wichtiger sind als andere und die dazu neigen, sich immer mehr abzuschotten. Zu

sagen, ich bin besser als mein Nachbar, deshalb blicke ich auf ihn herab, verweigere ihm Einlass, verweigere ihm Hilfe – das ist in den letzten Jahren eine seltsame Art von Rückkehr in das Mittelalter, gefördert und ermutigt durch nationalistische und rechts-extreme Parteien.

Diese Tendenzen folgten der Ära des Kalten Krieges, in der ich den wichtigsten Teil meines Lebens verbrachte. Damals gab es nur die beiden Blöcke. Wenn wir über Europa redeten, ging es stets um den Osten und den Westen. Europa war geteilt. Bis 1989 die Berliner Mauer fiel und die Hoffnung keimte, dass Europa als solide, wirtschaftlich wohlhabende Einheit an Bedeutung gewinnen würde.

Pansard-Besson: Welche Hoffnungen verbanden Sie mit dem Ende des Kalten Krieges?

Carrière: Während des Kommunismus arbeitete ich in Russland, in Polen und in der Tschechoslowakei. Für uns „Künstler“ waren die Grenzen poröser, durchlässiger als für andere.

Ich werde Ihnen eine Geschichte erzählen: Ich arbeitete in den 1980er-Jahren unter anderem an einer Umsetzung von Milan Kunderas „Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins“. Noch während des Schreibens am Drehbuch wurde Michail Gorbatschow Präsident der Sowjetunion, sodass manches bereits leichter wurde. Trotzdem durften wir – wie erwartet – nicht in der Tschechoslowakei drehen. Der Roman war dort strengstens verboten, weshalb wir den Film schließlich in Frankreich drehten. Als wir fertig waren, war in Moskau alles anders. Ein Filmemacher, den ich recht gut kannte, [Elem] Klimow, war von Gorbatschow an die Spitze der Sowjetischen Kinos bestellt worden. Er organisierte ein Filmfestival und lud uns ein, eben diesen Film dort zu zeigen. Das war 1980!

Was für eine Ehre: ein Film, dessen Romanvorlage und Dreharbeiten in den Ländern des Ostblocks verboten waren, durfte nun im Rahmen eines Moskauer Filmfestivals gezeigt werden.

Als wir mit Philippe Kaufman, dem Regisseur, in Moskau ankamen, sagte Klimow uns dann, dass sie den Film nicht im offiziellen Filmtheater vorführen könnten, sondern an einem anderen Ort. Als Philippe nach dem Warum fragte, antwortete Klimow: „Wir fürchten, dass die tschechische Delegation den Raum verlässt.“ Mit anderen Worten: Klimow hatte die Sorge, dass die Vertreter jener Satellitenstaaten, die sich nun für die besseren Kommunisten hielten, die neue Führung in Moskau düpierten könnten. Das hat uns ziemlich beeindruckt.

Pansard-Besson: Haben Sie in den kommunistischen Ländern besondere Erfahrungen gemacht?

Carrière: Ja, denn ich habe meine Zeit dort stets mit Regimegegnern verbracht. Ich traf nie jemanden, der das Regime unterstützte. Ob in Polen, in der Tschechoslowakei oder in Russland selbst – alle waren gegen das System, auch wenn es nicht immer offen gesagt wurde. Man kann sich die Frage stellen, wie es überhaupt so lange bestehen konnte.

Wenn man sich in einem Land befindet, das in jeder Hinsicht fremd ist – Sprache, Sitten und Gebräuche und so weiter –, gibt es



trotzdem eine gemeinsame Sprache: die des Kinos. Was will jemand aussagen und zeigen, welche Geschichte gilt es zu erzählen? Es geht stets um dieses Fragen.

Als ich zusammen mit dem polnischen Regisseur Andrzej Wajda an „Danton“ (1983) arbeitete, faszinierte mich sein Standpunkt. Ich hatte mich immer geweigert, einen Film über die Französische Revolution zusammen mit einem Franzosen zu drehen, weil wir die gleichen Bücher gelesen, die gleichen Reaktionen oder Aversionen gehabt hätten. Mit einem ausländischen Regisseur, insbesondere aus einem Land unter sowjetischer Herrschaft, war das ganz was anderes. Wajdas Standpunkt zu den Revolutionären beispielsweise war wirklich spannend. Es ging ihm nicht um irgendwelche Werturteile, sondern um die Frage ihres Tuns. Was hatten sie erreicht? Und was hatten sie riskiert? Am Ende haben sie schließlich alle mit ihrem Leben bezahlt.

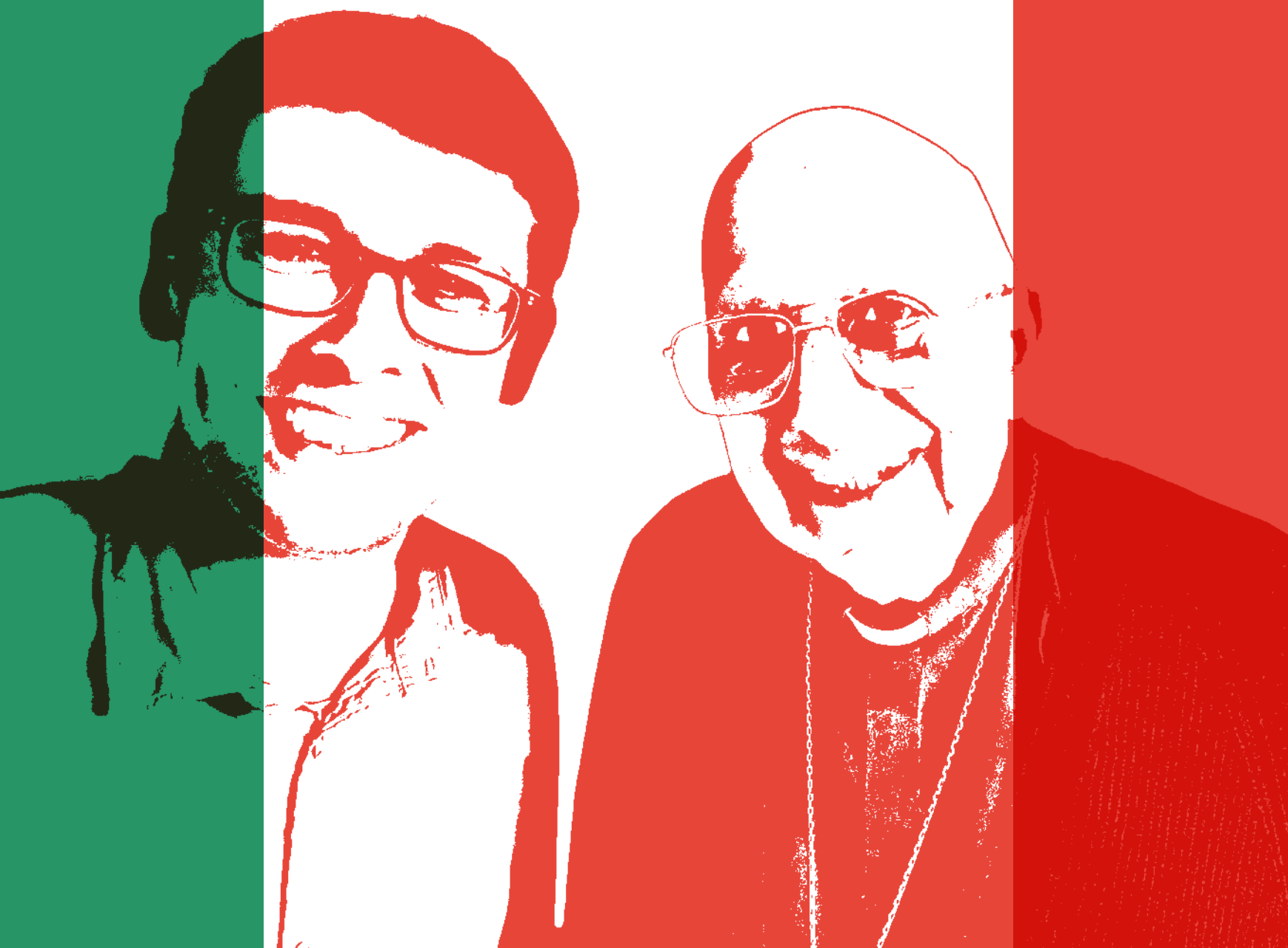
**Ich traf nie jemanden,
der das Regime
unterstützte – alle waren
gegen das System.**

Pansard-Besson: Wie war es für Sie, in Deutschland zu arbeiten? Es war nicht lange nach Kriegsende, oder?

Carrière: Ich habe zusammen mit Volker Schlöndorff „Die Fälschung“ und „Die Blechtrommel“ geschrieben. Volker und Günter Grass wollten einen nicht-deutschen Blick auf die Zeit kurz vor dem Zweiten Weltkrieg. Dafür war ich der Richtige: zusammen darüber nachdenken, was mit uns passierte. Wenn Volker nach Paris kommt, wohnt er auf der anderen Seite des Hofes. Er hat da eine kleine Wohnung. Wir sind sehr gute Freunde.

„WENN DIE POLITIK IHRE WERTE VERLIERT, VERLIERT SIE IHRE SEELE“

Bartolomeo Sorge (* 1929) ist ein italienischer Jesuit und ein katholischer Gelehrter, der seit der Zeit von Papst Johannes XXIII. und dem Zweiten Vatikanischen Konzil tätig ist. Das Interview führte Jörg Nies. Er studierte Philosophie und Theologie und trat 2011 in den Jesuitenorden ein. Er gehört derzeit zur Jesuiten-kommunität in Stockholm.



Nies: Lieber Bartolomeo Sorge, Sie sind seit 1946 Mitglied der Ordensgemeinschaft Gesellschaft Jesu. Sie sind seit Jahrzehnten ein religiöser und politischer Vordenker, heute leben Sie in einer Jesuitengemeinde im italienischen Gallarate – und sehen Europa in einer Krise. Erklären Sie uns das bitte?

Sorge: Ich denke, dass wir in Europa einen Zivilisationswandel mit ganz besonderen Auswirkungen erleben. In der Kulturanthropologie unterscheidet man ja zwei Arten von Krisen: eine ökonomische und eine strukturelle Krise.

Stellen Sie sich das Ganze vor wie ein Haus: Dessen Fundament entspricht der Kultur eines Volkes. Auf diesem kulturellen Sockel stehen die Wände, die ihrerseits die Architektur des Gebäudes bestimmen. All das wird von den Werten der Menschen beeinflusst. Im Inneren des Hauses kann es zu zahlreichen Änderungen kommen – das sind Analogien zu den Wirtschaftskrisen –, die Struktur des Hauses bleibt dabei aber stabil.

Gerade in der Globalisierung brauchen wir einen neuen Humanismus.

In Europa und in der Welt gibt es aber nicht nur interne, ökonomische Veränderungen, sondern auch einen strukturellen Wandel: Das bisherige Gesellschaftsmodell ist nicht mehr zu halten. Ich würde sagen, dass die industrielle Zivilisation – mit ihren Werten, ihrer Kultur, ihrem Fundament – seit Beginn des 21. Jahrhunderts am Ende ist. Auf ihr ruhten aber jene Strukturen, welche die politischen Institutionen in den Bereichen Arbeit, Familie und Bildung prägen. Wenn dieses Fundament kollabiert, fallen auch die Strukturen in sich zusammen. In einer solchen Krise verändern sich die Werte und Sitten: Die Menschen sind über das Fundament des Hauses gespalten. Die Krise ist nicht mehr ausschließlich ökonomisch: Es ist das gesamte Gesellschaftsmodell, das jetzt überdacht werden muss.

Heute erleben wir die Wirtschaftskrise, die Folge der Industrialisierung ist. Das Problem ist, dass wir nicht wissen, was wir tun können, weil das Modell von gestern nicht mehr geeignet und das von morgen noch nicht erfunden ist. Wir müssen neue Wege finden. Ich sage immer, die Herausforderung des 21. Jahrhunderts besteht darin, „miteinander zu leben und unsere Unterschiede zu respektieren“, denn gerade in der Globalisierung brauchen wir einen neuen Humanismus. Die Zukunft ist ungewiss, aber eine Verpflichtung. Der Bau eines neuen gemeinsamen Hauses ist, wenn man so will, das Schöne und das Schwierige unserer Zeit.

Wenn die Politik ihre Werte verliert, verliert sie ihre Seele. Wenn das passiert, verschlechtert sich der gesamte Organismus, verrottet und korrumpiert.

Tatsächlich ist die Krise auch eine Krise der Ideale, die wir heute in allen Ländern sehen. Wenn die Kraft der Moral schwindet, hat die Korruption freie Bahn – auch unsere vermeintlich festen Demokratien sind davor nicht gefeit.

Nies: Wie sollten die heutigen Werte in Bezug auf die Moral aussehen?

Sorge: Dazu will ich Johannes Paul II. zitieren, der 1955 anlässlich des 50. Jahrestages ihrer Gründung in einer Rede vor den Vereinten Nationen sagte: „Beginnen wir mit der gemeinsamen ethischen Sprachlehre, die dem Gewissen der gesamten Menschheit eingeschrieben ist.“ Er sagte dies den Hunderten von Menschen unterschiedlicher Herkunft im Publikum. Afrikanische, europäische und asiatische Völker, Buddhist*innen, Atheist*innen, Muslim*innen und Katholik*innen: Alle Menschen, davon war der Papst überzeugt, haben eine gemeinsame ethische Sprachlehre mit bestimmten Grundwerten.

Zum Beispiel: die Würde des Menschen. Sie werden niemanden finden, der diesen Wert im Grundsatz ablehnt. Die Vorstellungen darüber, wie sie zu verteidigen ist, sind zwar unterschiedlich, aber nicht das Prinzip dahinter. Oder: die Solidarität. Der Mensch ist in erster Linie ein „Wesen in Beziehungen“. Niemand kann alleine existieren. Menschlich zu sein bedeutet, in Beziehungen zueinander zu stehen. Wenn wir diese Beziehungen zueinander verlieren, zerstören wir auch die Würde des Menschen.

Dann gibt es die Subsidiarität, welche die Entfaltung der individuellen Fähigkeiten, Selbstbestimmung und Eigenverantwortung beschreibt – jeder Mensch wird also für das, was er kann, auch geschätzt. Ein anderer essenzieller Grundwert betrifft das Gemeinwohl: Das Wohlergehen eines jeden Einzelnen innerhalb einer Gesellschaft erreichen wir demnach entweder gemeinsam oder eben nicht. Die Bewahrung der Schöpfung ist ein Beispiel dafür. Die ökologische Krise stellt uns vor eine Herausforderung über Leben und Tod. Entweder wir kümmern uns um den Erhalt des Planeten oder wir gehen an den Folgen zugrunde.

Die ökologische Krise stellt uns vor eine Herausforderung über Leben und Tod.

Wenn man diese Prinzipien der gemeinsamen ethischen Sprachlehre im Auge behält, können sie die Grundlage für den neuen globalisierten Humanismus sein – einer neuen, in der Pluralität vereinten Welt. Dann können die Zivilisationen daran wachsen und nach und nach neue Werte entwickeln. Die Verfassungen der einzelnen Völker können eigene, für die Nation wichtige Werte besitzen, das ist kein Problem. Doch wir müssen ein „Fundament“

für das neue Haus finden. Die Institutionen müssen sich auf Grundlage dieses neuen Bewusstseins verändern. Wir müssen die bestehenden Abkommen revidieren, insbesondere angesichts der neuen Migrationsbewegungen. Es handelt sich dabei um ein neues Problem, typisch für das dritte Jahrtausend.

Dann brauchen wir die „Bewohner“. Wir haben das Haus Europa gebaut – das bedeutet, die Deutschen müssen deutsch bleiben, aber sie müssen auch die gemeinsame Kultur akzeptieren, jenes Fundament unseres gemeinsamen Hauses. Es geht dabei weniger darum, Deutschland, Italien und Frankreich europäisch zu machen, sondern vielmehr darum, Deutsche, Italiener und Franzosen zu Europäer*innen zu machen. Es geht um eine neue Form des Menschseins. Das ist wichtig zu wissen: Der Mensch alleine ist in der Lage, die Geschichte zu verändern.

Ich habe gesehen, dass es möglich ist, die Politik auch in Zeiten einer strukturellen Krise zu erneuern.

Würde mich jemand nach einem einzigen Begriff fragen, mit dem sich diese strukturelle Krise bewältigen lässt, dem antwortete ich: Bildung. Wenn wir in Bezug auf Technologie keine neuen Arbeitsformen und keine neue Kultur ausbilden, wenn wir keine entsprechenden Eliten herausbilden, wird es uns im dritten Jahrtausend nicht gelingen, den Kampf um ein modernes vereintes Europa zu gewinnen. Dann werden selbst die aktuellsten und modernsten Gesetze nichts taugen.

Nies: Mitte der 1980er-Jahre gründeten Sie das Istituto di Formazione Politica „Pedro Arrupe“ in Palermo. War es diese Art von Bildung, die Sie dort etablieren wollten?

Sorge: Ja, ganz genau. Als ich nach Palermo ging, war das ein neues Kapitel in meinem Leben – ein Beitrag zu meiner europäischen Bildung, nachdem ich 25 Jahre lang theoretisch geforscht und gelehrt hatte. Bis dahin war ich im Vatikan und im Quirinalspalast ein- und ausgegangen, wo ich mich mit drei Präsidenten der Republik traf. Das war lange Zeit meine Welt!

Doch dann stand ich in den Straßen von Palermo, wo so viele Menschen von der Mafia geknechtet und getötet wurden. Ich fragte mich, wie wir Palermo bei der Rückkehr zur Rechtsstaatlichkeit helfen können. Die Antwort lautete: mit Bildung. Wir entwickelten Programme gegen Verbrechen und Korruption und schafften es, in der Zivilgesellschaft ein neues Bewusstsein zu schaffen.

Wir wollten die Welt verändern und begannen bei den Menschen in den Straßen, nicht bei denen in den Palästen. Wir begannen in der Nachbarschaft, mit einfachen Bürger*innen, Gläubigen und

Nichtgläubigen, mit Rechten und mit Linken. Die ganze Stadt war bereit, das organisierte Verbrechen zu bekämpfen und Rechtsstaatlichkeit wiederherzustellen. Das war der Beginn des sogenannten „Frühlings von Palermo“, einer Vereinigung des Gewissens und der gemeinsamen ethischen Sprachlehre, die alle Menschen guten Willens verband.

In Palermo lernte ich, dass sich Politik auch in Zeiten einer strukturellen Krise erneuern kann. Meine Zeit dort war eine fundamentale Bestätigung meiner theoretischen Forschungen. Zu den Lektionen von Palermo gehört: Das Vertrauen in die Zukunft ist abhängig von unserer Bildung, unseren Idealen und von unserer Art des Zusammenlebens, von der Achtung derer, die anders sind.

Dann kam Papst Franziskus, der uns noch mehr darin unterstützte, als Kirche in die Welt hinauszugehen. Dabei geht es nicht um uns Gläubige als eine Einheit, von der andere ausgeschlossen sind. Die Überzeugung, dass alle Menschen vereint in einem gemeinsamen Haus leben – das ist die Inkarnation des Christentums in der heutigen Geschichte. Und genau so lautet die Agenda des Papstes: Einheit in Vielfalt ist genau das, was die Welt braucht.

Nies: Wie kann die Kirche im Hinblick auf die Einheit in Europa helfen? Welchen Rat geben Sie der jungen Generation?

Sorge: Die Kirche muss den Zement liefern, der die Ziegel des Hauses verbindet, Ziegel, die Sinnbild sind für die Liebe. Ich glaube, der Dienst der Kirche am Aufbau eines vereinten Europas, einer vereinten Welt, besteht nicht darin, dem Europäischen Parlament Gesetze vorzuschlagen. Es geht darum, alle zu lieben und alle einzuladen, sich gegenseitig als Brüdern und Schwestern zu helfen. Die Zeit dafür ist gekommen.

Die Kirche muss den Zement liefern, der die Ziegelsteine des Hauses verbindet.

Es gibt immer mehr Menschen, die sich engagieren und Dinge verändern wollen. Wenn sich die Zivilgesellschaft in Bewegung setzt, beginnt der Wandel. Ich habe es selbst in Palermo erlebt: Die Menschen stehen auf. Das ist ein Zeichen für Hoffnung.

Die Menschheit ist rational, auch im politischen Leben gibt es Vernunft. Ich denke, Europa kann mit seinem zweitausendjährigen kulturellen Erbe eine entscheidende Kraft für die globale Einheit sein, die auch weiterhin Fortschritte macht. Niemand kann die Geschichte aufhalten – aber sie kann gelenkt werden.



Andrei Liankevich, geboren 1981 in der belarussischen Stadt Hrodna, reiste durch Sardinien. In den erzeichen Regionen im Südwesten der Insel gab es früher keine einzige Familie ohne einen Bergarbeiter. Liankevich kombiniert historische Bilder mit Aufnahmen stillgelegter Betriebe – wie hier in Montevecchio.

„ICH GLAUBE AN DIE LÄNDERÜBERGREIFENDE ZUSAMMENARBEIT“

Karin Krog (* 1937) gehört zu den weltweit herausragenden Jazzsängerinnen. Nach ihrem Plattendebüt 1964 trat sie Mitte der 1960er-Jahre bei vielen Festivals in Europa auf und tourte durch die USA und Japan. Sie veröffentlichte mehr als 30 Platten. Das Interview führte die norwegische Journalistin und Literaturkritikerin Erle Marie Sørheim.

Sørheim: Als Sie ein Kind waren, tobte in Europa der Zweite Weltkrieg. Haben Sie Erinnerungen an diese Zeit?

Krog: Ich erinnere mich vage an den 9. April 1940, den Tag des Einmarsches der Deutschen in Norwegen. Ab da warnten immer wieder Sirenen vor Luftangriffen, manchmal auch nachts. Dann mussten wir im Halbschlaf in den Keller gehen, wo es kalt und ungemütlich war.

Sørheim: Das muss für ein Kind eine schreckliche Erfahrung sein.

Krog: Nein, ich hatte keine große Angst. Ich hatte aber auch großes Glück: Als einmal in unmittelbarer Nähe eine Bombe einschlug, habe ich das schlicht verschlafen.

Sørheim: Wie erlebten Sie das Kriegsende?

Krog: Ich erinnere mich an den Tag der Befreiung. Leider ließ meine Mutter uns nicht in die Stadt, um die Ankunft des Königs zu sehen [aus dem Exil in Großbritannien]. Sie hatte Sorge, dass uns etwas passiert.

Sørheim: Können Sie die Atmosphäre im Land beschreiben?

Krog: Viele Menschen waren verbittert – und es herrschte durchaus eine Abneigung gegenüber den Deutschen. Aber ich erinnere mich auch, dass meine Mutter immer rechtfertigend sagte: „Wissen Sie, es waren eben schwierige Zeiten in Deutschland.“ Schließlich hatte mein Vater dort studiert. Wenn man Hans Falladas „Jeder stirbt für sich allein“ liest, versteht man, warum auch in Deutschland die meisten Menschen nicht viel über das Geschehen im Land wussten.

Sørheim: Ihr Vater lebte Anfang der 1930er-Jahre in Deutschland. Hat er mit Ihnen über diese Zeit gesprochen?

Krog: Ja, sowohl er als auch mein Onkel erzählten von der

brodelnden Unruhe im Land. Sie waren Zeugen des Aufstiegs der Nationalsozialisten.

Sørheim: Wie kamen Sie zum Jazz?

Krog: Mein Vater hatte Schlagzeug gespielt, bevor er nach Deutschland zog – in einer Dixieland-Band in Oslo.

Sørheim: Und wann bemerkten Sie Ihr Talent für den Gesang?

Krog: Ich weiß es gar nicht genau. Meine Großmutter mütterlicherseits war aber Sängerin. Sie studierte in Dresden, ihr Vater war Komponist und spielte Violine.

Sørheim: Wussten Sie von Anfang an, welche musikalische Richtung Sie einschlagen?

Krog: Ja, ich hörte Billie Holiday und wusste, dass ich ihr einfach zuhören und von ihr lernen musste.

Sørheim: Wie alt waren Sie da?

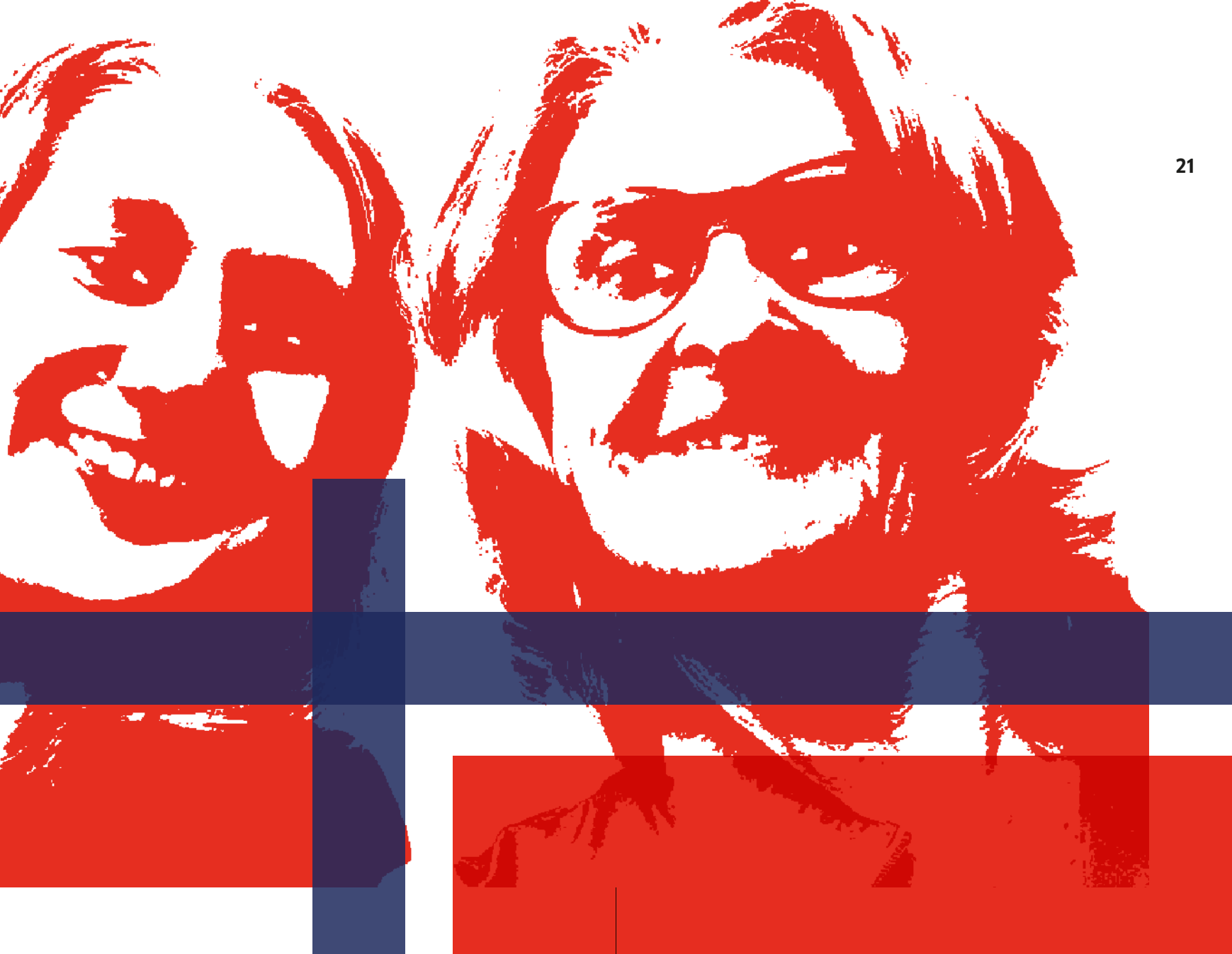
Krog: 20.

Sørheim: Wann entschieden Sie sich für die Karriere als professionelle Musikerin?

Krog: Ein paar Jahre später, das muss Anfang der 1960er-Jahre gewesen sein. Ich hatte mein erstes Album herausgebracht, das in Amerika gut ankam und von der Zeitschrift „Downbeat“ mit 3,5 von 5 Sternen bewertet wurde.

Sørheim: Was bedeutete das?

Krog: Die Sterne in dem renommierten Magazin waren ein guter Start. Es folgte eine Einladung nach Schweden – zusammen mit einigen anderen Künstlern, die sehr moderne Musik machten. Das war eine spannende Zeit. Bald traten Jan Garbarek und ich bei Festivals in Prag und Warschau auf: er mit seinem Tenorsaxofon, ich, die Sängerin, und ein schwedischer Bassist, mit dem ich



zusammenarbeitete. Viele haben diese Zusammensetzung nicht verstanden und meinten immer, dass ein Klavierspieler fehle. Aber ich sagte: „Nein, nur wir dreil!“ Das war neu.

Sørheim: Wann verließen Sie Skandinavien zum ersten Mal?

Krog: Als ich ungefähr 30 Jahre alt war. Der Norddeutsche Rundfunk hatte mich in seine Sendereihe „Jazzworkshop“ eingeladen.

Sørheim: Wie war das für Sie, so kurz nach dem Krieg?

Krog: Es war großartig. Die Leute beim NDR waren Profis und hatten eine tolle Ausrüstung.

Sørheim: Wann wurden Sie zu einer Profimusikerin?

Krog: Das war Ende der 1970er-Jahre, als John [John Surman, Krogs Ehemann und britischer Jazzmusiker], ich und einige andere Kollegen in „Downbeat“ einen ersten Preis gewannen und uns zu einer Gruppe formierten.

Sørheim: Hatten Sie all das erwartet, als Sie 20 waren?

Krog: Nein, davon hätte ich nicht einmal geträumt. Aber dann nahm ich in Berlin ein Album auf und trat im Rahmen der Berliner Jazztage auf. Das war fantastisch.

Sørheim: Waren Sie auch im Osten der Stadt?

Krog: Ja, wir haben auch Ost-Berlin besucht.

Sørheim: Erinnern Sie sich, ob Sie sich glücklich gefühlt haben über all die Freiheiten, die Sie hatten?

Krog: Ja, absolut. Die Menschen wollten ja die Welt sehen – und konnten es nicht. Ein guter Freund aus dem Osten wollte uns besuchen kommen, doch er durfte nicht. Als die Mauer 1989 fiel, war ich in Ungarn. Also verfolgte ich die Ereignisse von dort aus, von der anderen Seite.

Sørheim: Was empfanden Sie damals?

Krog: Es war so spannend. Wir wussten ja überhaupt nicht, was passiert. Würde Russland jetzt angreifen? Als Gorbatschow im Jahr darauf den Friedensnobelpreis erhielt, waren wir zum ersten Mal auch in Moskau. Dort wurden wir von einem älteren Mann betreut, der uns in der Universität unterbrachte. Das sei der sicherste Ort, sagte er. Denn 1990 war die Kriminalität in der Stadt ein Riesenproblem. Wir spielten dann im Zentralen Haus der Künstler – es war einfach großartig!

Sørheim: Hatten Sie das Gefühl, dass die 1990er-Jahre politisch sehr optimistisch waren?

Krog: Ja, ich glaube, das waren sie. Es war ja beeindruckend, wie die Deutschen die Wiedervereinigung geschafft haben.

Sørheim: Wie war es, in den 60er-, 70er- und 80er-Jahren in Europa zu reisen? Mit all den Grenzen und den verschiedenen Währungen?

Krog: Ich erinnere mich eigentlich nicht an größere Probleme – abgesehen von Polen, wo man sein Geld in Złoty tauschen musste, später aber nicht wieder zurücktauschen konnte.

Sørheim: Heute wird die Europäische Union von den meisten Norweger*innen überaus skeptisch gesehen. Wie kommt das?

Krog: Ich denke, dass gerade die Fischer und Landwirte um ihre Selbstständigkeit fürchten. Und das müssen sie natürlich auch. Wer für den EU-Beitritt stimmt, begeht ja geradezu Hochverrat.

Sørheim: Und wie stehen Sie dazu?

Krog: Ich bin für einen Beitritt Norwegens in die EU. Ich halte gerade den kulturellen Austausch zwischen den europäischen Ländern für sehr wichtig. Natürlich gibt es viel berechtigte Kritik an der EU, ich glaube aber an den großen Wert der länderübergreifenden Zusammenarbeit.

LONDON IS TROUBLE

„Für mich gibt es eine ganz enge Verbindung zwischen Ton und Bild, die Visualisierung meiner Songs empfinde ich als geradezu natürlichen Prozess. Dabei arbeite ich bewusst mit einfachsten Mitteln, weil mich das kreativer macht.

Bei der filmischen Aufbereitung verlasse ich mich einzig auf mein Smartphone und eine einfache Bearbeitungs-App – mein Hirn arbeitet so viel konzentrierter.

Mein Song ‚London is Trouble‘ öffnet ein Fenster in meine etwas problematische Beziehung zu fremden Städten – in diesem Fall London.

Während der turbulenten Welttournee mit meiner Band Katzenjammer hatte ich das Gefühl, in nur einem Jahrzehnt mehrere Leben gelebt zu haben – ein Leben, in dem Europa in meinem Herzen ein Symbol für Liebe, Hass und ungeheure Vielfalt wurde.“

Hier zeigen wir einen Ausschnitt aus dem Video von „London is Trouble“:

www.solheilo.com/videos



Die 1981 geborene norwegische Sängerin **Solveig Heilo** wurde mit der Folk-Rock-Band Katzenjammer bekannt. Im Rahmen des Projektes „European Songbook“ des Goethe-Instituts

und der European Cultural Foundation stellte sie ihren Song „London is Trouble“ vor. Er ist Teil einer Sammlung von Songs, die Künstler*innen aus Europa mit dem Kontinent verbinden und die in ihrem Leben eine Rolle gespielt haben:

www.goethe.de/norwegen/european-songbook







In der belarussischen Region Polesien sind viele Häuser besonders aufwendig dekoriert – und **Andrei Liankevich** fragte, wie es möglich ist, dass Menschen, die ein hartes Leben führen, auch noch die Zeit zum Sticken finden. Die einfache Antwort auf diese Frage: Man macht es abends. Hier war er in dem Dorf Chernichy zu Gast im Hause der Witwe Markevich Volha Fedarauna.

www.goethe.de/italien/unseen

Goethe-Institut e. V.
Zentrale
Oskar-von-Miller-Ring 18
80333 München
www.goethe.de

BERTELSMANN

 holtzbrinck
Publishing Group

Diese Beilage wurde ermöglicht
durch die freundliche Unterstützung
folgender Unternehmen aus dem
Wirtschaftsbeirat des Goethe-
Instituts:

 WÜRTH

IMPRESSUM

Herausgeber:

Goethe-Institut e. V.
Oskar-von-Miller-Ring 18
80333 München
Tel. +49 89 15 921 0
www.goethe.de

Präsident:

Prof. Dr. h. c. Klaus-Dieter Lehmann

Vorstand:

Johannes Ebert
(Generalsekretär),
Rainer Pollack
(Kaufmännischer Direktor)

Redaktion:

Dr. Jessica Kraatz Magri (V.i.S.d.P.),
Dr. Alexander Behrmann, Amelie Daas

© 2020, Goethe-Institut
Nachdrucke, auch auszugsweise,
nicht gestattet.

Verlag:

TEMPUS CORPORATE GmbH –
Ein Unternehmen des ZEIT Verlags
Alt-Moabit 94, 10559 Berlin
Tel. +49 30 59 00 48 411

Geschäftsführung: Jan Hawerkamp, Kai Wutte

Projektleitung:

Dr. Joachim Schüring
Art-Direktion: Christopher Delaney,
Jessica Sturm-Stammberger

Bildredaktion: Kathrin Tschirner

Lektorat: Dr. Katrin Weiden

Herstellung:

Dirk Woschei
Druck: Bechtle Verlag & Druck,
Esslingen

Erscheinungsdatum: 11. Juni 2020

Bildnachweise: Titel: TEMPUS CORPO-
RATE; S. 2: Mila Tessaieva; S. 3: Martin
Ebert, Louisa Marie Summer; S. 6/7,
10/11, 14/15, 16/17, 21: privat/TEMPUS
CORPORATE; S. 9: Livio Senigalliesi;

S. 13: Jutta Benzenberg; S. 19, 24:
Andrei Liankevich;
S. 22/23: Sol Heilo/Heartbeat AS



MIX
Papier aus verantwor-
tungsvollen Quellen
FSC® C022185